

Emotionale Sicherheit durch Bindung

Teil 1

Das Selbstständigwerden heranwachsender Welpen und ihre Fähigkeit der späteren Lebensbewältigung hängen entscheidend davon ab, welche emotionale Sicherheit ihnen die menschlichen Fürsorgegaranten geben. Mehr über die Mechanismen der Verhaltensentwicklung von Dina Berlowitz und Heinz Weidt.

Dieser Beitrag soll Sie enttäuschen. Und zwar gründlich - und im wahrsten Sinne des Wortes. Mit dieser Ent-Täuschung wollen wir Sie von weit verbreiteten, aber falschen Vorstellungen und Erwartungen im Umgang mit dem Hund bewahren. Denn Sie täuschen sich, falls Sie unausgesprochen davon ausgehen, dass ein heranwachsender Hund alles hat, was er braucht, wenn man ihm neben bestem Futter, guter Pflege und viel Auslauf auch eine liebevolle Einstellung entgegenbringt. Was ein Welpen in erster Linie wirklich braucht, ist eine emotional tragende Beziehung zu seinem Menschen. Erst durch die sichere Basis des Vertrauens, die ihm sein menschlicher Fürsorgegarant gibt, kann jene Wesensfestigkeit wachsen, die uns das Zusammenleben mit dem Hund so angenehm und wertvoll macht. Die Vermittlung an emotionaler Sicherheit wirkt als Sprungbrett zur Lebensbewältigung, balanciert das innere Gleichgewicht und federt nachhaltig die Belastungen des Alltags ab. Damit werden nicht nur Ihr Hund, sondern auch Sie selbst vor zahlreichen Problemen bewahrt. In dieser Folge zeigen wir dazu die inneren und äußeren Gesetzmäßigkeiten auf. Dabei gehen wir ein Wagnis ein: Wir machen am Beispiel des Hundes zugleich darauf aufmerksam, wie fatal die Nichtbeachtung dieses elementaren Verhaltenssystems auch bei unseren Menschenkindern zur Entgleisung ihrer natürlichen Entwicklung führen kann. Damit meinen wir nicht etwa, dass Hunde- und Menschenkinder das Gleiche wären. Dem Prinzip nach gleich sind aber zahlreiche Mechanismen der Verhaltensentwicklung.

Verständnis zu wecken und Hinweise für das Handeln zu geben, ist das Anliegen dieses Beitrages.

Gelingen der Ersatz-Elternschaft

Das Selbstständigwerden des Nachwuchses und seine Fähigkeit zur späteren Lebensbewältigung hängen entscheidend davon ab, welche emotionale, also gefühlsmäßige Sicherheit von den Eltern geboten wird. Nicht immer sind beide Elternteile verfügbar. Und oftmals erfolgt die nötige Fürsorge nicht von den genetischen, also den leiblichen Eltern, sondern von einem „Elternersatz“. Für das psychische Wohlergehen des Nachwuchses ist nicht wirklich entscheidend, wer die Rolle des oder der Fürsorgegaranten übernimmt. Denn weder Hunde- noch Menschenkinder haben ein angeborenes Wissen darüber, wer ihre tatsächlichen Eltern sind. Entscheidend ist vielmehr, wie diese Elternschaft ausgeübt wird.

Bei unseren Hunden haben wir es im Regelfall nicht nur mit „allein erziehenden Müttern“ zu tun. Hier ist es auch „normal“, dass der Nachwuchs vom natürlichen Fürsorgegaranten getrennt und in Obhut eines völlig andersartigen Elternersatz, dem Menschen, gegeben wird. Aus naturkundlicher Sicht ist das aber keinesfalls normal. Normal erscheint es nur deshalb, weil dieser anormale Zustand schon lange genug vorherrscht und das Geschehen vorrangig im Eigennutz des Menschen liegt. Keine Sorge! Auch wir haben Freude am Gestalten und Lenken des faszinierenden Entwicklungsgeschehens unserer Welpen. Aber sorgen müssen wir uns darum, dass wir diese Besonderheit engster Beziehung zwischen Natur und Kultur in einer Weise gestalten, die beiden Seiten gerecht wird. So dürfen wir einfach nicht übersehen, dass wir gemeinsam daran beteiligt sind, aus einer munteren und natürlich zusammengehörigen Wurfgemeinschaft Waisenkinder zu machen, die auch noch voneinander getrennt werden. Damit haben wir aber auch gemeinsam die Pflicht und Schuldigkeit dafür zu sorgen, dass so weit als möglich die natürlichen Bedürfnisse des jungen Hundes erfüllt werden und unsere ersatzweise Elternschaft gut gelingen kann. Darin liegt nicht nur die Erfüllung eines ethischen Anspruchs, sondern gleichzeitig auch ein großer

Selbstbelohnungseffekt. Denn je besser wir die sozialen Bedürfnisse des Welpen erfüllen, desto mehr wird später das Verhalten dem entsprechen, was wir von einem Hund erwarten. Zudem kommt dadurch die soziale Kompetenz und das Lebensverständnis seines Menschen zum Ausdruck, das allemal Anerkennung in der Gesellschaft findet.

Menschenkinder - Hundekinder



Mit den hier dargelegten Zusammenhängen versuchen wir dafür Verständnis zu wecken, dass im Umgang mit unseren Hunde-, aber auch Menschenkindern die emotionale Sicherheit für eine psychisch gesunde und insgesamt gelingende Entwicklung von elementarer Bedeutung ist. So unterschiedlich die Wesensart von Mensch und Hund auch sein mag, so sind dennoch auf Grund der gemeinsamen biologischen Wurzeln die innersten Bedürfnisse in weiten Bereichen offensichtlich gleich. Nicht nur die aktuellen

Einsichten der Wissenschaft, sondern auch die praktischen Erfahrungen des Lebens zeigen eindrücklich und eindringlich, welchen enormen und nachhaltigen Einfluss die Gefühlslage auf die Lernfähigkeit unserer Menschen- und Hundekinder hat. Auch wenn unsere Hunde gewissermaßen lebenslang Kinder bleiben, so verläuft ihre frühe und prägende Entwicklung innerhalb der etwa ersten 16 Lebenswochen ab. Beim Menschenkind erstreckt sich die Phase tief greifender Einflüsse hingegen auf die ersten drei bis fünf Jahre. Aber in beiden Fällen darf auf den unterschiedlichsten Ebenen nichts versäumt werden. Die Narben einer verlorenen Kindheit finden wir heute im Gehirn. Sie schließen sich selten völlig, und es wird schwer bleiben, Wege zu finden, dass sie nicht allzu leicht wieder aufbrechen. Zweifellos haben Intelligenz und



Lernfähigkeit mit Veranlagung zu tun. Das vorhandene Potenzial kann aber nur dann zur Entfaltung kommen, wenn wir als Fürsorgegaranten die sichere Basis dazu bieten. Naturgemäß sind es also keinesfalls nur die Gene - und sind es noch so schöne! Falsch verstandene, meistens mehr erdrückende als aufbauende Fürsorge der (Ersatz-)Eltern(-teile) vereiteln das innere Wachstum ebenso wie Gedankenlosigkeit und Vernachlässigung. Was in dem einen Fall erlernte Hilflosigkeit, Abhängigkeit oder gar psychische Leibeigenschaft bedeutet, ist im; anderen Fall ein psychischer Kettenhund. Es geht also darum, dass jeder an seinem Platz, in seiner Rolle und ganz besonders in der des Fürsorgegaranten jene menschlichen Leistungen gegenüber dem Nachwuchs erbringt, die für unser Gemeinschaftsleben und unsere Zukunft unersetzlich sind. Denn es ist beispielsweise nicht möglich, dass unsere Kindergärtnerinnen und Lehrer ersatzweise mangelhafte

Bindungen und andere Erscheinungen der Wohlstandsverwahrlosung ausgleichen können. Ebenso ist es nicht möglich, in einer Hundeschule später das nachzuholen, was vorher am Welpen versäumt wurde. Darin liegt ein teuflisches Geschehen: Die Tragik der Versäumnisse wird uns immer erst dann bewusst, wenn wir ihre Folgen spüren. Also dann, wenn beispielsweise der Hund im Eimer ist. Denken Sie also rechtzeitig daran: Kinder und Hunde sind vom Umtausch ausgeschlossen!

Das unsichtbare Band der Bindung

Emotionale Sicherheit kommt für das heranwachsende Lebewesen dadurch zustande, dass der Fürsorgegarant (anfänglich die Hündin, dann der Züchter, später der Welpenbesitzer) feinfühlig die Signale erkennt, sie richtig interpretiert und darauf situationsgerecht und verlässlich reagiert. Aus diesem wechselseitig aufeinander bezogenen Verhalten erwächst gegenseitige Verständigungsfähigkeit. Sie lässt mehr und mehr das Gefühl von Verstandesein, Vertrautheit und Geborgenheit entstehen. Aus dieser zunehmend sicheren Basis entsteht immer mehr jene emotionale Beziehung, die als unsichtbares Band den „Fürsorgeempfänger“ und den Fürsorgegaranten untereinander verbindet. Dieses Verhaltenssystem dient naturgemäß dem Selbstständig- und Erwachsenwerden. Die biologische Grundlage dazu bilden neben der Veranlagung besondere Lernprozesse, welche Konrad Lorenz grundlegend hinterfragte und 1935 am Beispiel von Stockenten und Graugänsen Prägung nannte. Durch eine glückliche und anfänglich keineswegs allseits akzeptierte Kombination aus Erkenntnissen der Verhaltens- und Prägungsforschung sowie der Psychoanalyse haben John Bowlby und Mary Ainsworth die Theorie der Bindung entwickelt (1969). Dem war unter anderem die schwierige Aufgabe vorausgegangen, im Auftrag der Weltgesundheitsorganisation (WHO) fundierte Hilfestellungen zur psychischen Gesundheit von verwaisten und obdachlosen Kindern der Nachkriegszeit zu finden. So wurde in Verbindung mit der Tier-Verhaltensforschung ein entscheidender Grundstein für ein tieferes und umfassenderes Verständnis der psychobiologischen Bedürfnisse unserer Kinder gelegt. Es wurde damit das ehemals unsichtbare Band der Bindung in seinen vielfachen Notwendigkeiten und Wirkungen sichtbar gemacht. Die mittlerweile längst etablierte Bindungsforschung ist heute nicht mehr wegzudenken und gewinnt zunehmend an Bedeutung. Denn durch unsere (über-)zivilisierte Lebensweise und dem mehr oder weniger schleichenden Wertewandel in unserer Gesellschaft bleiben die innersten menschlichen Bedürfnisse oft schon im Kindesalter in Dauer schädigender Weise auf der Strecke. Wie gut es gelingen wird, zur Erfüllung menschlicher Grundbedürfnisse zurückzufinden, dürfte nicht unwesentlich von der praktischen Umsetzung der Erkenntnisse aus der Bindungsforschung abhängen.



Gesetzmäßigkeiten und Missverständnisse

Die prinzipiell gleiche Aufgabenstellung haben wir im Umgang mit unserem Hund. Aus der Wissenschaftsgeschichte wissen wir, dass zahlreiche grundlegende Erkenntnisse für den Menschen an Tieren gefunden wurden. Das heißt keinesfalls, dass wir jede Form von Tierversuchen für notwendig und gut halten. Was wir aber für notwendig erachten, ist, dass

die am Tier gefundenen Erkenntnisse nicht nur dem Menschen, sondern eben auch unseren andersartigen Mitgeschöpfen zugute kommen. In diesem Sinne sind wir seit vielen Jahren tätig - auch im Fall der Bindung zwischen Hund und Mensch. Das Hinterfragen und Offenlegen jener feinen Gesetzmäßigkeiten, die vom Welpenalter an im Hund die emotionale Sicherheit wachsen

lässt, die Herausforderungen des Lebens positiv gestimmt anzunehmen, ist ein Schwerpunkt unserer Arbeit. Bereits im Jahr 1997 hatten wir die Grundzüge der Bindungstheorie in das Hundewesen übertragen und auf der Grundlage von Bowlby und Ainsworth einen speziellen Bindungstest für die Beziehung zwischen Hund und Mensch entwickelt (zahlreiche Publikationen und Vorträge im deutschsprachigen Raum geben darüber weitere Auskunft). Wir halten es aber für kontraproduktiv, wenn der Begriff der Bindung beliebig genutzt oder bedarfsweise und unverstanden uminterpretiert wird. Neuere Ergebnisse der Bindungsforschung und faszinierende Einsichten der Hirnforschung sowie unsere eigene langjährige praktische Erfahrung zeigen mittlerweile unmissverständlich den weiteren Weg. Wir sind deshalb mehr denn je fest davon überzeugt, dass das Wesen des Hundes nur dann wirklich verstanden und ein harmonisches Zusammenleben mit ihm möglich ist, wenn seine Bindungsbedürfnisse verstanden und erfüllt sind. Was es dazu braucht und worauf es ankommt, wollen wir versuchen, Ihnen im Weiteren nahe zu bringen. Unser gemeinsamer Blick soll dabei nicht so sehr von persönlichen Vorstellungen und Wünschen ausgehen, sondern mehr die natürlichen Bedürfnissen aus der Sicht des jungen, heranwachsenden Lebewesens betrachten.

In der freien Natur dient die auf Prägungsvorgängen beruhende Bindung in vielfältiger Weise dem Selbstständigwerden des Nachwuchses und damit seinem Überleben und dem Fortbestand der betreffenden Art. Mit dem Selbstständig- und Erwachsenwerden ordnen sich die jeweiligen Familien- oder Gruppenverbände entsprechend ihrer arteigenen Lebensweise mehr oder weniger neu. Oft gründen sie dann auch eigenständige Verbände.

Bei unseren Hunden läuft das alles etwas anders ab. Auf dem Weg der Haustierwerdung vom Wolf zum Hund hat sich hier einiges geändert. Vereinfacht gesagt, werden unsere Hunde im Allgemeinen nie mehr so selbstständig wie ihre Vorfahren.

Je nachdem, in welche Richtung die Zucht gelenkt wurde, bleiben sie in den meisten Fällen psychisch mehr oder weniger in ihren Kinderschuhen stecken. Sie erreichen kaum jenen Selbstständigkeitsgrad, der für ein Wildtier notwendig wäre, um aus eigener Kraft überleben zu können (Sonderfälle, die es immer wieder gibt, behandeln wir aus Gründen der Vereinfachung hier nicht).



Wir gehören zusammen! Aus dem Vertrauensverhältnis einer sicheren Bindung erwächst jene emotionale Sicherheit, die das Leben freudig gestimmt und frei von unnötigen Ängsten bewältigen lässt.

Daran wird deutlich, dass Hunde in einem Abhängigkeitsverhältnis zu uns Menschen stehen, das sehr viel weiter reicht, als von uns das Futter zu erhalten. Die Grenzen sind fließend und jeder verantwortungsbewusste Hundehalter kommt nicht umhin, darüber voraus zu denken, wie viel Natürlichkeit sein künftiger Hund haben soll und wie viel Hund er wirklich sein darf.

Was wir jetzt schon erkennen können ist, dass wir in jedem Fall die Verantwortung für unsere Hunde tragen müssen. Denn sie sind immer in irgendeiner Weise von uns abhängig. Die Abhängigkeit darf aber nicht so weit gehen, dass sie für das Leben in der Zivilisation nicht mehr tauglich sind. Die Herausforderungen, Gefahren und Belastungen für einen Hund in unserer Zivilisation

sind mancherorts womöglich prinzipiell kaum geringer als für manche Artverwandte in der freien Wildbahn. Man könnte vielleicht auch trefflich darüber streiten, ob für uns Menschen ein Aufenthalt in den Restbeständen des Urwaldes weniger gefährlich ist als im Asphaltschungel menschenwürdiger Großstädte.

Kurzum: Die Zivilisationsumwelt ist nicht nur für unsere Hunde eine belastungsreiche Herausforderung. Sie bei Aufrechterhaltung psychischer Gesundheit bewältigen zu können, fordert eine analoge Inanspruchnahme all jener psychobiologischer Mechanismen und Regelvorgänge, die

dem zum Hund gewordenen Wolf auf Grund ursprünglich ganz anderer Entwicklungs- und Lebensbedingungen teilweise noch innewohnen.

Es gilt also, die feinen Gesetzmäßigkeiten zu erkennen und sinngemäß zu nutzen und nicht dem groben Missverständnis zu unterliegen, dass Lebenstüchtigkeit und Bewältigungsfähigkeit aus wohlmeinender und liebevoller, aber gedankenloser Überbehütung und Sofortbefriedigung erwachsen könnten.

Sprungbrett zur Lebenstüchtigkeit

Aus unseren, zahlreichen Publikationen, Vorträgen, Seminaren und Ausbildungswegen geht nachvollziehbar hervor, dass einer der wichtigsten Prozesse der Verhaltensentwicklung darin besteht, die angeborene Angst vor Unbekanntem durch intensives Lernen zu bewältigen. Es müssen schon sehr früh die möglichst wirklich zutreffenden Erfahrungen gesammelt werden, vor was man als Hund Angst haben muss und vor was nicht. Unverzichtbar wird dazu jene emotionale Sicherheit gebraucht, die als Basis und Sprungbrett die innere Freiheit zur Neugierde, zum Erkunden und spielerischem Lernen gibt. Diese emotionale Sicherheit gründet sich auf jenes Beziehungsgefüge zwischen dem heranwachsenden Hund und seinem Menschen, das wir als sichere Bindung beschrieben haben. Anregungen, wie diese erreicht werden kann, finden sich unter anderem in dem Sonderdruck „Spielend vom Welpen zum Hund“ kostenlos erhältlich bei der Gesellschaft für angewandte Verhaltensforschung bei Hunden,

Tel.: 0041 (0)4 4776 11 87, Fax: 0041 (0)4 4776 11 89, Email:info@kynologos.ch, Internet: www.kynologos.ch

Zum schlüssigen Verständnis der Bindung und zur Vermeidung entbehrlicher Wiederholungen setzen wir die Kenntnis dieses Sonderdrucks oder unserer anderen Publikationen zu diesem Thema voraus. Welche Einflüsse aber auf das Lernen und Verhalten genommen werden, wenn die emotionale Sicherheit unzureichend oder im Gegensatz dazu bestmöglich entwickelt ist, wollen wir in der nächsten Folge näher betrachten.

DER HUND 6/2007 S. 86ff